

Aus meinen Anfängen

ERINNERUNGEN / VON OTTO FLAKE

Im Frühjahr 1912 war mein erster Roman erschienen. Ich hatte noch nicht gewagt, ihn dem Verlag anzubieten, von dem Stefan Zweig einmal sagte, die Aufnahme in ihn bedeute soviel wie die Anwartschaft auf den Marschallstab. Gemeint war S. Fischer in Berlin, der Verleger von Hauptmann, Ibsen, Schnitzler, Hesse, Wassermann, Eduard von Keyserling, Thomas Mann und so fort. Fischer gab auch die führende Zeitschrift, Die Neue Rundschau, heraus. Sie war so angesehen, daß man ihr als Unbekannter nicht einfach ein Manuskript schickte, sondern wartete, bis sie selbst die Mitarbeiterschaft anbot.

Es kommt oft vor, daß einem Autor das erste Buch gelingt, da er ja in seinen Jugend- und frühen Mannesjahren eine Menge erlebt hat, daß aber beim Versuch, das zweite zu schreiben, der Schwung bereits versagt. Das zweite Buch, nicht das erste, entscheidet darüber, ob die Begabung reicht.

Ich war also im Sommer des erwähnten Jahres beim zweiten Buch und saß im entlegensten Winkel von Belgien am Meer; das Haus stand auf einer Düne, einsam und erhöht. Am Abend fuhr mit hellen Kabinen das englische Postschiff vorbei, und nachts blinkte der Leuchtturm von Dünkirchen am Horizont. Mein Zimmer ging auf die Rückseite, auf die Dünenlandschaft mit den noch geschlossenen Sommerhäuschen, neben denen fast immer ein Hollunder blühte.

Schriftsteller gehören zoologisch zu den nervösen Tieren, sie sind empfindlich und empfänglich wie ein Rassepferd. Ich wußte nicht, ob in der Heimat mein Erstling Beachtung fand und hätte, wenn die Arbeit stockte, eine Ermütigung, einen Ansporn gebraucht. Der Briefträger kam einmal am Tag. Durchs Fenster sah ich ihn durch den Sand waten, von weitem schon.

Eines Morgens war unter seiner Post ein Heft der Neuen Rundschau. Es enthielt eine Besprechung meines Romanes, und die Besprechung war ein ganzer Essay, von der Hand Felix Poppenbergs. Wie Hofmannsthal und Hofmiller gehörte er einem Typus an, der sich seither nicht erneuert hat; diese aufmerksamen und selbstlosen, aber in ihrem Urteil so sicheren Beobachter, die sorgfältig geschriebene Aufsätze über ein Thema oder ein neues Talent verfaßten, findet man kaum noch. Es war wie ein Gleichnis, daß Poppenberg, als der Weltkrieg ausbrach, freiwillig Abschied vom Leben nahm. Er wußte mit

nen Literatur geworden war. Diese erste Begegnung schloß mit einer Einladung in sein Haus im Grunewald.

Mein Roman wurde rechtzeitig zu Weihnachten gedruckt; auch der erste ging an Fischer über, und in der Folge erschien nahezu meine ganze Produktion bei ihm. Die Neue Rundschau stand mir zwei Jahrzehnte lang als Sprachrohr zur Verfügung. Es gab während dieser Zeit nur wenige Hefte, in denen nicht einer meiner kritischen oder kulturpolitischen Aufsätze stand.

Fischer starb 1934; ein gütiges Geschick bewahrte ihn davor, die Bedrohung und die Spaltung seines Lebenswerkes mitzumachen. Während dieser Jahrzehnte verbrachte ich den Winter, oft auch das Frühjahr in Berlin und schlug an zahllosen Abenden den Weg nach der Erdener Straße im Grunewald ein. Fischer und seine Frau hielten ein großes Haus. Man sah alles, was in der Literatur, in der Musik, im Theater einen Namen hatte, in diesen Räumen. Die Halle war mit zarten Fresken von Walser geschmückt, in den Salons hingen Bilder von Liebermann, van Gogh, Ludwig von Hoffmann, Gauguin.

Berlin war das geistige Zentrum im organisatorischen Sinn. Jeder, der etwas zu sagen oder anzubieten hatte, ließ sich hier blicken, und im Hause Fischer konnte ich ihn in Augenschein nehmen. Zwei Ströme schnitten sich: die Schriftsteller aus den nordischen Ländern und die aus Wien. Beide Lager waren im Verlag in Fülle vertreten: die Nordländer durch Ibsen (der nicht mehr lebte), Geyerstram, Ellen Key, Johannes v. Jensen, Peter Nansen, Madelung; die Wiener durch Schnitzler, Hofmannsthal, den Shawübersetzer Trebitsch, Peter Altenberg; der in Aussee wohnende, aus Fürth stammende Wassermann sei dazu gerechnet.

Fischer hatte sich Strindberg, Wedekind, Heinrich Mann entgehen lassen, das heißt er hatte sie abgelehnt, wie er später Remarques „Im Westen nichts Neues“ ablehnte, ungeachtet des Zuredens von meiner und anderer Seite. In den Fällen Strindberg und Wedekind mochte er befürchtet haben, sehr unbequeme und fordernde Autoren übernehmen zu müssen; beide befanden sich in ewigen Geldverlegenheiten.

Aber das nur nebenbei. Es imponierte mir, daß er es so gut verstand, mit dem äußeren Erfolg innerlich, persönlich Schritt zu halten. Als er aus Ungarn nach Berlin kam, war er in recht bescheidenen Verhältnissen gewesen; nicht alle Selfmademen entschlossen sich, ihr Geld an großzügige Gastfreundschaft zu wenden, oder sie taten es aus Ehrgeiz, um eine gesellschaftliche Rolle zu spielen — im kaiserlichen Deutschland, um Leute mit Titeln bei sich zu sehen und Kommerzienrat zu werden.

Im Hause Fischer schiedon diese Gesichtspunkte aus; seine Salons bereiteten der geistigen Republik eine Stätte. Die Tischgespräche selten waren, ich mußte Personen oft weit herholen, die kamen zum Beispiel, wenn sie in Berlin waren, zu mir, bekannnte Künstler versammeln sich zu Terzetten und Quartetten; die Unterhaltungen waren Gespräche, anregend, fördernd. Meine Tischedamen ergaben, im Verlauf der Jahre, eine stattliche Zahl; die erste war Gabriele Reuter, die noch aus der Frühzeit der Frauenemanzipation stammte, die zweite Irene Triesch, die Tragödin. Unter den letzten erinnere ich mich an die charmante, witzige Käthe Dorsch und an Brigitte Horney mit den schwermütigen slawischen Augen.

Einmal, als ich neben Frau d'Albert saß, lief mir ein faux pas unter, durch die Andeutung, sie habe sich seit dem letzten Mal, dem vergangenen Jahr verändert. Es war eine neue Frau d'Albert, der Komponist stellte einen Rekord auf mit seinen Ehen.

Die Herrin des Hauses, Hedwig Fischer, veröffentlichte vor ein paar Jahren die Briefe, die Rilke ihr geschrieben hatte. Sie



Ma
raten
war
das E
Dutze
einer
merke
der b
ist, d
Vergl
mehr
hat e
Buch
gerich
ben.
barke
Da
schatz
veau
sollie
grüna
nahm
apoth
Krell
sprich
steht.
di d
gang.
„Die
spart.
tergrü
Realit
noble
Bes
„Die
lichen
emen
delt,
selbst
Gesch
der
höfen

organisiert hatte, wußte Beschaid, und belehrte Hauptmann, den er duzte, etwas von oben herab. Rathenau lud mich in seine Villa zum Abendessen ein. Wir speisten allein, von Lakaien bedient, in einer kühlen Atmosphäre, der nicht nur das weibliche Element, sondern auch das einer freien Persönlichkeit fehlte; Rathenau war ein gehemmter Mensch.

An Ostern 1918 gelang es mir, mich nach Zürich schicken zu lassen. Hier schloß ich Freundschaft mit Ernesto de Fiori, dem Bildhauer, und wurde durch ihn mit Hermann Haller, dem Schweizer Plastiker, mit Lehmbruck kurz vor seinem Selbstmord, mit dem russischen Malerpaar Jablonski und Frau Werefkin bekannt.

Das Zürich von 1918 war eine siedende Stadt, gefüllt mit Emigranten, Spionen und Gegenspionen, Dadaisten, Leuten, die in Kulturpropaganda reisten und Journalisten aus allen Ländern. Ich verkehrte mit der Tänzerin Clothilde von Derp und der gänzlich anders gearteten, gar nicht lyrischen Mary Wigmann, der ich ihr erstes Programmheft verfaßte.

Ich begegnete Hugo Ball, dem Pfälzer, der an einer scharfen Kritik der Zeit schrieb und sich schon von den radikalen Gedankengängen den Katholischen zuneigte; Alfred H. Fried, dem Herausgeber der „Friedenswarte“ und Nobelpreisträger; Harry Graf Kessler von der Gesandtschaft in Bern, der auch zu den Fischerautoren gehörte; Salomon Grumbach, der mit mir in Colmar zur Schule gegangen war, jetzt Franzose und Sozialist; Leonhard Frank, dem ich bei Kriegsende sein Züricher Häuschen abkaufte. Die deutsche Inflation zwang mich, es aufzugeben.

Ich lebte ein paar Jahre in Bayern, 1926 und 27 in Südtirol auf dem Ritten, unweit des Kurorts Klobenstein, nunmehr verheiratet, in einem gemieteten Haus. Es hatte einen großen Garten; in ihm empfingen wir während der Sommermonate Gäste. Ganz Deutschland schien zu reisen, an manchen Nachmittagen fanden sich zwanzig bis dreißig Besucher ein, es waren viele Leute mit Namen darunter.

Einmal, als ich mit Max von Schillings, dem Komponisten, Pembaur, dem Pianisten, Konrad von Kardorff, dem Maler, der mein Schwager war, durch den Ort ging, liefen die Kinder zusammen, um vier Riesen zu sehen. Eine schlagfertige Antwort gab Frau Ehrlich, die Gattin des Salvansanerforschers. Sie hatte auf einer Bank im Wald das Berliner Tageblatt in der Hand, ein Norddeutscher setzte sich hinzu und meinte: „Dieses Judenblatt – nun ja, im Ausland kann man es lesen, die Händler haben oft nichts anderes.“ Sie erwiderte trocken: „Ich lese es auch zu Hause.“

Ende 1927 ließ Mussolini mich ausweisen, und dieser Vorfall bewirkte, daß ich Baden-Baden zum Wohnsitz wählte.

Hermann Sörgel †

In München starb am ersten Weihnachtstag Hermann Sörgel an den Folgen eines Unfalls. Physiognomisch gesehen, ließ dieser groß-
artige Kopf...

Göttin Eitelkeit un

VON

Walter Mehring, ein Meister des Chansons und des pointierten, furchtlosen Ausdrucks, legt in seinem neuen Buch „Die verlorene Bibliothek“ bei der Besichtigung der in den Stürmen dieser Zeit gegangenen väterlichen Bibliothek dem fortschrittsgläubigen des 19. Jahrhunderts eine Abrechnung vor. In dieser Auseinandersetzung wird gleichzeitig bestürzend sichtbar, wieviel Atemraum der Geist im 20. Jahrhundert, der Blütezeit der Diktatur und der Kergemetzels, bleibt. Nicht eben viel, wenn er sich von Tausenden erschrecken und bestimmen ließe – genug, wenn er seiner Wirklichkeit stärker vertraut als den vorüberziehenden Wirklichkeiten. – Im folgenden drucken wir einen charakteristischen Abschnitt dieses Buches ab. Die Red

Eitelkeit! Wunderliche Göttin!

Ihre fruchtbarsten Epochen heißen in der Geschichte: die Renaissance; dagegen in ihren hysterischen Perioden, wenn sie die kostbarsten Einrichtungen der Zivilisation in Scherben zerlegt, wird sie zum Prestige der Nationen, dem man die geistlichen Schöpfungen und den lebendigen Nachwuchs zum Opfer bringt...

„Ich möchte einmal wissen, für wen eigentlich alle die großen Taten getan worden sind, von denen man öffentlich behauptet, seien für das Vaterland getan worden...“ erkundigt sich ein klassischer bucklige (also militäruntaugliche) Aphoristiker (Christoph Lichtenberg).

Für die Eitelkeit! wäre wohl die richtige Antwort.

Ihr macht jeder etwas vor, der für die Galerie betet, die Fahne hochhält, mit dem Säbel rasselt und sich dabei auf „Urteil der Geschichte“, die „Kritik der Nachwelt“ beruft. Wir, die Nachwelt, müssen das ganze Theater wieder neu erleben, von Anfang bis zu Ende; demselben idiotischen Publikum demselben hahnebüchernen Schmierkomödiantentum applaudieren...

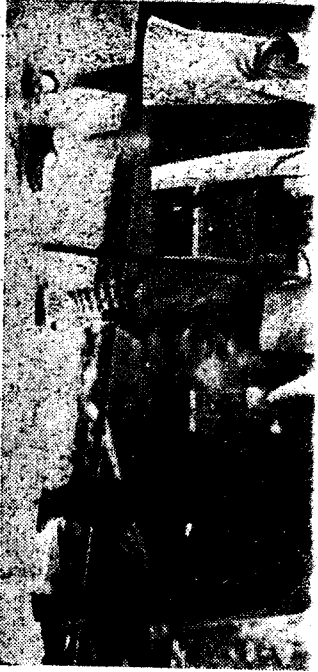
Aber:

„Der Mensch, der eine Rolle in einem Drama der Geschichte spielt“, sagte Tolstoj, „begreift nie die Bedeutung des Stückes. Und wenn er sich anmaßt, sie zu erfassen, wird er impossibel.“

Nein, kein Programmheld hat die blasseste Vorstellung, die menschliche Tragödie mit ihm im Schilde führt, und die Wirkung sie mit ihm, wenn er ins Grab abtritt, bei der Nachwelt erzielen will... Kein Akteur weiß, ob er in der Verweltlichung verschwinden wird oder ein tragendes, zentrales Schauspiel personifiziert...

Einer, dem das Dach über dem Kopf zusammenstürzt, verröcheln, ohne zu erfahren: hat eine feindliche Bombenwirkung die ganze Stadt zerstört – zerschellt der Planet in einem Zusammenprall mit andern Himmelskörpern – oder ist er der Gasofen in seiner Stube explodiert...

Genau so wenig lassen sich die Literatur der Gegenwart



Gerhart Hauptmann und Frau; O. Fluke (1929)
Foto Hugo Kühn, Badop-Baden

erstaunder Heilsichtigkeit, daß für Leute wie ihn, die ich die Genry des Geistes nennen möchte, die Zeit vorüber war.

Er hatte mir einen großen Dienst erwiesen: ich war in die Literatur eingeführt. Es zeigte sich sofort, noch in der gleichen Woche schlug die Neue Rundschau mir vor, einen Beitrag einzusenden. Ich schrieb ihn, er gefiel, und die Anfrage folgte, ob ich nicht auch einen neuen Roman anzubieten hätte. Der Ansporn war da, das Buch kam voran, und als nur noch die letzten Kapitel ausstanden, setzte ich mich, auf halbem Wege nach Berlin, in den Harz, schrieb an Tage auf Bänken in den Wäldern die fehlenden Seiten und übertrug sie abends, wenn die Hirsche röhren, auf die Maschine.

Das Manuskript ging nach Berlin, ich folgte bald und wartete auf Nachricht in einer Pension der Tauentzienstraße; man baute gerade die U-Bahnstrecke Wittenbergplatz-Uhländersstraße. Die Nachricht kam; Moritz Heimann schrieb, die Sache sei in Ordnung, und bat um einen Besuch. Eines Monats im Oktober saß ich dem preceptor Germaniae gegenüber, im Verlagshaus, das an der Billowstraße stand.

Die Bezeichnung bezog sich auf die Rolle, die Heimann als Lenker Fischers spielte, auf seine hohe Bildung, auf seine Verbundenheit mit dem deutschen Idealismus und enthielt keine Ironie.

Er war der edelste Jude, dem ich begegnet bin, seinem ägyptischen Rameskopf fehlte jeder Sinn für das Geschick.

Während wir uns unterhielten, trat Oskar Loocke ein, der im Verlag angestellt war — ein etwas schwerhöriger Österreicher, ein Lyriker, den nur eine kleine Gemeinde zu würdigen wußte, und ein gründlicher Kenner Bachs. Im Verlag war auch der Schwabe Paul Eipper beschäftigt, in der kaufmännischen Abteilung; später wurde er freier Schriftsteller und durch seine Tierbücher in breiten Kreisen bekannt.

Heimann rief Fischer an und fragte, ob er den neuesten Autor empfangen wolle. Ich wechselte das Zimmer, und erblickte nun den Mann, der in fünfundzwanzig Jahren aus einem kleinen Buchhändler der führende Verleger der moder-

aus der Frühzeit der Frauenemanzipation stammte, die zweite Irene Triesch, die Tragödin. Und den letzten erinnere ich mich an die charmante, witzige Fische Dorset und an Brigitte Horney mit den schwermütigen blauen Augen.

Einmal, als ich neben Frau Döbber saß, lief mir ein faunpas unter, durch die Andeutung, die habe sich seit dem letzten Mal, dem vergangenen Jahr, verändert. Es war eine neue Frau d'Alberic, der Komponist stielte seinen Rekord auf mit seinen Elfen.

Die Herrin des Hauses, Hildegarde Fischer, veröffentlichte vor ein paar Jahren die Briefe, die sie im Wohnzimmer stand ein Schränkchen, das bündelweise die ihr zugesandten Briefe enthielt. Ich habe Rilke nicht persönlich gesehen, gelegentlich äußerte er sich freundlich über meine Bücher. Seit Kriegsausbruch ließ er wohl Berlin. Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß Hermann Hesse nun in Zürich einmal sagte, er sei nie in Berlin gewesen und werde auch nie hinfahren.

Mit Gerhart Hauptmann war ich schon vor dem Kriege bekannt und habe ihn denn oft gesehen, in Berlin, in Agnetendorf, in Baden-Baden. Als er die heroischen Empfindungen über zum Dirigieren nach Berlin ein erwärmender, lebhafter Mann. Damals zog Carl Ludwig Schleich die Uniform an, er leitete ein Lazarett in Berlin. Als Arzt bedeutend — er führte die Infirmarynästhesie ein — als Mensch ein Temperament, Schriftsteller ein genialischer Kopf, als Zeiter ein schärfere Sammelrad, gab er jedem, der mit ihm zusammen kam, viel.

Er pökte mich mit einem Arrest aus den Baracken von Jüterbog heraus und ermöglichte mir, 1915 nach Brüssel in die Politische Abteilung zu gehen. Ich arme hier zwei Jahre als Theaterzensor, und es war ein farbiges, interessante Zeit. Ich hätte das Recht gehabt, mich eines der Häuschen zu setzen, die von flüchtigen Partisanen verlassen worden waren, aber es widerstrebe mir und ich zog vor, meine Zimmer selbst zu bezahlen.

In der Politischen Abteilung beim Generalgouverneur be- regnete sich eine Schar von Schriftstellern und Dozenten aus allen Teilen des Reiches. Mein angestellter Umgang waren August Grissbach, der neulich als Kunsthistoriker in Heidelberg starb; Fritz Schrothofer von der Frankfurter Zeitung, der eine diplomatische Ader hatte und in Verkehr mit der Kurie leitete; Gottfried Benn, der Dichter, der als Militärarzt ein Syphilisspital betreute, Wilhelm Hausenstein, heute Generalkonsul in Paris, eiper, der ein fringlichsten Kunstschriftsteller und ein Liebhaber der zerfein- sten Genüsse.

Nach dem Büro zog ich mich ihm aus, um die versteckten Gaststätten zu probieren, an denen Brüssel so reich ist.

Realität traumhaft. Wirklich ein Erzähler, dem Berichten noch noble Kunst und vornehmes Handwerk bedeutet.

Besonders reizvoll ist seine gerade erscheinene Erzählung „Die Dame im Strohhut“ (Keppeler). Man sieht mit betäubendem Vergnügen, wie Krell ohne Bluff und ohne Tricks einem wirklichen abenteuerlichen Vorgang so delikat behandelt, daß immer nur die Atmosphäre, nicht die Handlung selbst wichtig, belebt und besetzt erscheint. Was Krell aus der Geschichte eines gestohlenen Halsbundes gemacht hat, nachdem der Vorwurf schon hundertmal in allen Vor- und Hinterhöfen der Literatur behandelt worden ist, das ist ausgezeichnet. Er strebt die Spannungspole um. Am Ende erst erkennt der Leser, daß es überhaupt etwas Gestohlenes gibt. Die Subtilität, mit der diese Erzählung zusammengefügt ist, das Geheimnisvolle, das sie beherrscht, die Liebe zum Detail, die seltsame Führung des Dialogs — da ist tatsächlich ein kleines Meisterliches Kunstwerk, ohne Präntention, aber mit leichter Würde vorgezogen. Es macht einen heiter, daß es solche Erzählerei noch gibt.

Kasimir Edschmid

In Brüssel-Land besaß Carl Sternheim, der Dramatiker, ein Gut, auf dem er in Treibhäusern die bekannten Tafelgüben zog. Er hatte Quecksilber in den Adern, auch sein Haus armete keine Ruhe aus.

1917, im Jahr der russischen Revolution, erfuhr in Berlin die Innenpolitik einen Ruck. Das Dreiklassenwahlsystem wurde abgeschafft und unter anderen Beschlüssen auch der gefaß, die offiziöse Norddeutsche Allgemeine Zeitung in ein demokratisches Blatt großen Stiles zu verwandeln. Man bot mir unter glänzenden Bedingungen an, das Feuilleton zu leiten, und erklärte ausdrücklich, es solle eine deutsche Times entstehen, mit den besten liberalen Köpfen als Mitarbeitern. Ich nahm den verlockenden Posten an; aber als ich im November in Berlin eintraf, hatten die Bolschewiken den Frieden von Brest-Litowsk unterzeichnet, unsere gar nicht demokratischen Generale wieder Oberwasser gewonnen, und nun, heiß es, ich müsse die Mitarbeiter so wählen, daß auch der Kursther auf dem Wittenbergplatz die Zeitung kaufe. Ich saß in der Falle und hatte bis Ostern auszuharren, wo ich nach Zürich ging.

Es war der berühmte Rübenwinter. Fast jeden Abend fuhr ich in den Granewald hinaus zu Fischers, die sehr still lebten. Im gleichen Viertel wohnten Gerhart Hauptmann und Walter Rathenau, sie kamen oft herüber. Im kleinen Kreis, der sich manchmal um Bernhard Kellermann, den Autor des „Tunnels“, und Stefan Großmann, den Herausgeber des „Tagebuch“, vergrößerte, besprach man die Lage. Hauptmann, dem jeder präzise politische Sinn fehlte, begnügte sich mit einer allgemein gehaltenen patriotischen Empfindung; aber Rathenau, der inzwischen die Kriegswirtschaft